

«... WO DAS GEMÜTH GESUNDEN MUSS»

GESUNDHEITS- UND UMWELTBEDINGUNGEN IN DER GEBIRGSSTADT IM 19. JAHRHUNDERT

Elisabeth Dietrich

Résumé

«... où l'âme doit guérir». Les conditions sanitaires et hygiéniques dans une ville de montagne au XIX^e siècle

Au XIX^e siècle déjà, Innsbruck s'est intitulée «ville de montagne» («*Stadt im Gebirge*») et s'est sentie comme telle. Contrairement aux conurbations industrielles et aux métropoles en pleine expansion, Innsbruck ne connut, du fait de sa faible croissance démographique, les problèmes fréquemment cités des grands centres urbains. Elle fut épargnée par le fléau de la poussière et n'eut que sporadiquement à se battre avec des problèmes de manque de place. Manifestement, la capitale du Tyrol n'avait pas franchi ou osé franchir le pas vers la ville industrielle. Croissance démographique lente, industrialisation modeste, persistance des petits métiers furent autant de caractéristiques de son développement jusqu'au tournant du siècle. L'administration municipale et une série de citoyens influents estimaient que l'avenir de la ville était lié au développement touristique, qu'ils s'efforcèrent de stimuler par des mesures d'enjolivement. La situation particulière de la ville dans les montagnes, de même que sa modernité obtenue au prix d'importants efforts d'assainissement furent autant de ressources et d'arguments mis au service du tourisme.

Erst vor kurzem hat eine Gruppe jüngerer Historiker und Historikerinnen unter der Leitung von Michael Gehler in Innsbruck einen knapp 900 Seiten starken Band zu Tirols Zeitgeschichte mit dem mystisch anmutenden Titel

«Tirol – Land im Gebirge» der Öffentlichkeit vorgestellt. Die tatsächliche oder vermeintliche Prägekraft der Topographie auf die gesellschaftliche Entwicklung eines Landes, einer Region oder Stadt wurde offenbar als so durchgreifend empfunden und verstanden, dass das «Gebirge» prominent im Titel dieses zeitgeschichtlichen Bandes aufgenommen wurde. Die Autoren greifen dabei auf eine vom Tiroler Patrioten, Juristen und Universitätsprofessor Franz Gschnitzer 1957 veröffentlichte Aussage zurück, der meinte: «Älter als der Name Tirol ist der Name <Land im Gebirge> – ein Name, wie er treffender nicht geprägt werden kann.»¹ Morphologisch-topographische Voraussetzungen bestimmen nach Gschnitzer die gesellschaftliche Entwicklung, Mentalität und Realität. Dem Eindruck der Prägekraft der Gebirgslage auf die Stadt Innsbruck konnten sich auch die Autoren des 1996 erschienenen Umweltbandes «Innsbruck – Stadt im Gebirge»² nicht erwehren. Anfänglich jedoch war die Autorengruppe versucht, Innsbruck den Titel einer «Land-Stadt» zu verleihen, liess sich doch der bis zur Jahrhundertwende gut nachweisbare agrarisch-ländliche Charakter, zumindest der «Randbezirke» und die Kleinheit der Landeshauptstadt nicht bestreiten. Allerdings muss der agrarische Charakter an der Peripherie einer Kleinstadt ja nicht aussergewöhnlich oder gar untypisch sein, die Gebirgslage hingegen unterscheidet Innsbruck von Städten vergleichbarer Grösse.

Sicher kann eine Reihe objektiv fassbarer Argumente das «Besondere» der Gebirgslage Innsbrucks begründen, etwa seine durch die Berge bedingte ausserordentlich gute Wasserqualität oder die durch regelmässige Winde hohe Luftqualität, die Abwesenheit von Sumpf- oder Mooregebieten, das Fehlen von stehenden Gewässern, die durch die Höhenlage vergleichsweise kühlen Temperaturen in den Sommermonaten, die reinigende Eigenschaft des Inns, der lange Zeit den Schmutz und Unrat aus der Stadt mitnahm. Mehr aber als die eben genannten objektiv fassbaren Kriterien lag das «Besondere» wohl in der subjektiven und dann allmählich zu «objektivem Wissen» gewandelten Wahrnehmung der eigenen Stadt. Ganz gezielt begannen Vertreter des Fremdenverkehrs ein Bild der Stadt zu entwerfen, das im völligen Gegensatz zur zeitgenössisch empfundenen und geäusserten Grossstadtkritik des 19. Jahrhunderts stand. Als stilisiertes Gegenbild zur ungesunden und verdorbenen Grossstadt wurde Innsbruck zu einer Stadt der «Sommerfrische», die «klein» aber «fein» ist und «[...] wo das Gemüth gesunden muss».

Zunächst lässt sich «objektiv» feststellen, dass Innsbruck mit den in der

Grossstadtkritik des 19. Jahrhunderts vielzitierten Anpassungsproblemen kaum konfrontiert wurde. Die Stadt blieb ökonomisch bedingt von jenen als gefährlich empfundenen raschen Entwicklungen verschont, die Zeitgenossen für die Übersterblichkeit in den europäischen Städten verantwortlich machten: In Tirol und konkret in Innsbruck setzte der Urbanisierungsprozess spät und gedämpft ein und versetzte die Stadtverwaltung nie in die Situation, einer sprunghaft wachsenden Bevölkerung Wohnraum verschaffen oder Teile der Stadt infrastrukturell neu erschliessen zu müssen. Die vergleichsweise gemässigte Bevölkerungsentwicklung erzwang nur geringe Strukturveränderungen, der Stadt war genug Zeit gegeben, sich langsam zu vergrössern und den erforderlichen strukturellen und sanitären Bedingungen anzupassen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stagnierte die Bevölkerung nahezu zwischen 10'000 und 11'000 und stieg erst ab 1850 an. 40 Jahre später hatte sich die Bevölkerung dann aber fast verdoppelt und nahm bis zur Jahrhundertwende noch einmal um ein schwaches Viertel zu. Zwischen 1890 und 1910 erfolgte die Verbauung der «Saggengründe», des Luxusviertels von Innsbruck, im Stil der Monumental- und Villenbauten der Gründerzeit.³

Den grössten Zuwachs erfuhr die Stadt nach der Jahrhundertwende durch die Eingemeindung der umliegenden Dörfer, die sich allmählich zu klassischen «Wohnstadtvierteln» entwickelten. «Gross-Innsbruck» war entstanden und überschritt nun die 50'000 Einwohnermarke. Schliesslich erfuhr das Bevölkerungswachstum der Stadt durch die Landflucht und durch neue Arbeitsplätze im Handel und Verkehr und Fremdenverkehr sowie durch den Ausbau des Eisenbahnnetzes, besonders der West-Ost-Verbindung, nachhaltige Impulse.

STADTWIRTSCHAFT UND STADTBILD

Die Verwaltungs-, Garnisons- und Universitätsstadt Innsbruck hat im Laufe des 19. Jahrhunderts den Sprung zur Industriestadt nicht gewagt oder geschafft. Grössere Fabriken waren vielmehr in anderen Orten Tirols entstanden. Die Gründung der Handels- und Gewerbekammer im Jahre 1851, die Gewerbeordnung von 1859 und deren Korrektur 1883 und die Anbindung an das Eisenbahnnetz reichten nicht aus, um dem Gewerbe und der Industrie den entscheidenden Impuls zu geben. 1910 zählte Innsbruck nur

57 Industriebetriebe, die ausserdem fast ausschliesslich für den Bedarf der Stadt produzierten. Den grössten Anteil hatten die Betriebe in den konsumorientierten Branchen, also in der Nahrungs- und Genussmittelindustrie, in der Textilindustrie sowie bei den Mühlen. Der Anteil der Beschäftigten reduzierte sich vor der Jahrhundertwende sogar von 29,3% auf 27,8%, während der Sektor Handel und Verkehr von 26,6% auf über 30% anwachsen konnte. 1902 zählte Innsbruck 5214 1-Personen-Betriebe, 5116 2–5-Personen-Betriebe, 71 Betriebe mit mehr als 50 Beschäftigten und einen Betrieb mit über 1000 Beschäftigten. Die Betriebsgrössen und Produktionsmethoden waren in klein- und mittelbetrieblichen Strukturen verhaftet geblieben. Innsbruck war also nicht die Stadt der rauchenden Kamine und lauten Fabriken, vielmehr waren es Bäume, Wiesen und Grüngürtel, die das Flair der Stadt bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts ausmachten.

Der Obst- und Gemüsebau in den Vororten säumte wie ein Weichzeichner die Umgebung von Innsbruck, der Übergang von der Stadt zum Land war fließend, die Wege in die Stadt folgten den alten Feldwegen. Die enge Verbindung zwischen Stadt und Land zeigte sich auch in der intensiven Nutzung der umgebenden Grünflächen. Die Häuser am Stadtrand lagen vielfach inmitten von Obst- und Gemüsefeldern, die fast nahtlos in Äcker und Wiesen übergingen. Neben dem Gemüse- und Obstbau behielt die Viehwirtschaft in Innsbruck fast bis zur Jahrhundertwende einen bedeutenden Stellenwert. Trotz der sukzessiven Verminderung agrarisch genutzter Flächen in der Stadt hatte der Viehbestand Innsbrucks zwischen 1816 und 1869 noch erheblich zugenommen: Der Bestand an Pferden wuchs in diesem Zeitraum um 78%, der Bestand an Schweinen sogar um 87%, der Bestand an Rindern blieb in etwa gleich. Die Nutzung der landwirtschaftlichen Flächen war auch vergleichsweise intensiv, wie ein Vergleich mit dem benachbarten, rein bäuerlichen Wilten zeigt: Wilten hielt auf doppelt so grosser Gemeindefläche nur 43 Pferde, 504 Rinder und 151 Schweine, Innsbruck hingegen 139 Pferde, 220 Rinder und 140 Schweine. Die Haltung von Schafen und Ziegen, die «Kuh der Armen», nahm in und um Innsbruck im selben Zeitraum sogar um das 9–10fache zu.⁴

Für das Jahr 1856 scheinen 272 Innsbrucker Bürger auf, die in umliegenden Gemeinden Land besaßen. Es waren vor allem reiche Bürger und zum Teil Adelige, die Landbesitzer in anderen Katastralgemeinden waren. Der Besitz diente dabei nicht immer der Selbstversorgung, sondern primär als Kapitalanlage, Grundbesitz wurde verpachtet, bebaut, verkauft. Die Kapi-

talisierung von Grund und Boden wurde zu einer lukrativen Einnahmequelle Innsbrucker Stadtbürger, besonders in der Wachstumsphase der Stadt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfuhr Innsbruck einen Strukturwandel im Bereich der Landwirtschaft, im Zuge dessen der Bestand an Ackerflächen stark reduziert wurde. Im städtischen Bereich führte die Verdichtung der Wohnbereiche dazu, dass Obst- und Gemüsegärten zurückgedrängt wurden und auch der eigenartige Status des Städters als Landbauer seltener wurde. Der Bestand an Vieh allerdings blieb bis zur Jahrhundertwende auf dem Niveau der Jahrhundertmitte. Über weite Strecken hatte die landwirtschaftliche Tätigkeit der Innsbrucker wie der Bewohner um Innsbruck der Stadt ihr Gepräge gegeben. Städtische Assanierungsmaßnahmen wurden dann aber in der Innenstadt unerlässlich, das «Umland» konnte als natürliche Ressource etwa bei der Trinkwasserversorgung, bei der Bereitstellung von Grund und Boden für Strassen und Wohnbau oder bei der Beseitigung von Unrat wie Jauche und Mist nicht mehr allein beansprucht werden. Strukturelle Massnahmen wurden erforderlich.

DIE GESUNDHEITSVERHÄLTNISSE: STATISTISCHE BEFUNDE

In historischen Beschreibungen des Gesundheitszustandes der Innsbrucker Bevölkerung findet man kaum Hinweise auf die Verbreitung bestimmter Krankheiten. Die Gesundheitsverhältnisse wurden, wie allgemein üblich, mit Hilfe der Mortalitätsstatistik beschrieben, also indirekt erschlossen. Um gesunde oder der Gesundheit abträgliche Verhältnisse attestieren zu können, verwiesen Zeitgenossen sehr lange auf das Vorkommen oder Ausbleiben von Seuchen, insbesondere auf die Cholera, den Typhus und die Ruhr. Je weniger Menschen an diesen Epidemien starben, desto günstiger war das Urteil der Hygieniker. Das Todesursachenschema der Stadt Innsbruck sieht kaum anders aus als dasjenige von Städten vergleichbarer Grösse. In der Mehrzahl der Berichte war weniger von «aussergewöhnlichen» Epidemien als von ganz «alltäglichen» Erkrankungen die Rede. In beinahe allen Aufzählungen finden sich unter der Bezeichnung Tuberkulose, Lungensucht, Lungenblutsturz, Auszehrung, Zehrfieber, Abzehrung oder Kehlkopftuberkulose die verschiedensten Lungenkrankheiten. Obwohl die Tuberkulose ab der Jahrhundertmitte zu den häufigsten Todesursachen zählte, wurde diese im Gegensatz zur Cholera kaum wahrgenommen. Seuchenartige Infektions-

krankheiten brachten zwar immer noch Kinder ins Grab, der Respekt und die Angst vor dem Seuchentod Cholera hat die Behörden und die Bevölkerung nachhaltig traumatisiert. Die letzte Choleraepidemie des Jahres 1855 mit fast 4000 Toten in Tirol und Vorarlberg hatte im Bewusstsein ihre Spuren hinterlassen.⁵

Obwohl dem Auftreten von Infektionskrankheiten mit Ausnahme der Cholera in Innsbruck keine besondere Bedeutung zugemessen wurde, kann die Stadt mit ihrer Statistik keine Freude gehabt haben, starben doch in Innsbruck dreimal soviel Menschen gemessen an 10'000 Einwohnern an Infektionskrankheiten wie in Trient, fast doppelt so viele wie in Graz und Klagenfurt, fast gleich viel wie in Wien. Die Hauptverursacher dieser Sterblichkeit an Infektionskrankheiten waren Typhus und Diphtherie. Was die Tuberkulosesterblichkeit betrifft, konnte Innsbruck zwar bessere Werte als Graz, Klagenfurt oder Salzburg aufweisen und lag auch unter den Durchschnittswerten der Monarchie, die Verhältnisse waren aber beispielsweise in Trient viel besser, ja Trient hatte etwa die Hälfte des Wertes der Stadt Innsbruck. Übrigens lag Wien, die als die Stadt der «Schwindsüchtigen» schlechthin galt, wider Erwarten im Mittelfeld, die Verhältnisse in Salzburg, Linz, Graz und Klagenfurt waren gemessen an 10'000 Einwohnern wesentlich schlechter als in Wien.⁶

Die Gesundheitsverhältnisse in Innsbruck waren, zusammenfassend gesehen, durchschnittlich, nicht aussergewöhnlich gut oder schlecht, nicht besorgniserregend, sicher aber nicht die einer «Musterstadt».

DIE ASSANIERUNG VON INNSBRUCK: FÜR EINE SCHÖNERE STADT

Die grossen Seuchen des 19. Jahrhunderts besaßen für die zeitgenössische Medizin, Gesundheits- und Hygienepolitik einen grossen Stellenwert und wirkten sich besonders auf die kommunale Politik aus. Die Cholera-gefahr 1831 und letztmalig 1872 und damit zusammenhängend der Druck der städtischen Ärzte hatten die schon jahrzehntelang diskutierte «Cloakenfrage» am Leben erhalten. Eduard Hofmann, ein europagereister Ingenieur, kritisierte um 1870 in seinem «Comitébericht» massiv die Vorstellung der Innsbrucker, sie würden in einer gesunden Stadt leben. Wohl gestand er zu, dass Innsbruck wahrscheinlich unter den gesündesten Städten Österreichs zu finden sei, aber dies würde nichts bedeuten, bei den all-

gemeinen sanitären Mängeln, die all diese Städte aufwiesen. In England wäre Innsbruck unter den ungesündesten einzureihen. Im Hintergrund dieser Äusserung standen die Debatten um die Verbesserung des Abwassersystems der Stadt.

Bislang wurden Hausabwässer und Hausabfälle – «Kehricht und Unrat» – mittels Abzugrinnen, den «Ritschen», in den durch die Stadt fliessenden Inn geleitet. Die Fäkalien wurden in Sickergruben gesammelt, die mechanisch entleert wurden, was im lokalen Sprachgebrauch als «raggen» galt. Diese Entleerung der «Abtrittsgruben» wurde von «Raggelknechten» halbjährlich in zwei bis drei Nächten unter grossem Lärm und Gestank durchgeführt, was regelmässig zu Beschwerden und Polemiken in der Presse führte. Der Lärm und der Gestank wurden immer öfter als enorme Belästigung und Zumutung empfunden. Die Stadtverwaltung geriet unter Druck, der «Naturhistorisch-medizinische Verein» und ein k. k. Statthaltereierlass drängten auf die Verbesserung der sanitätspolizeilichen Vorschriften. Zunächst wurden verschiedene Lösungen versucht, eine «pneumatische» Pumpe wurde angekauft und ein «Tonnensystem», wie es beispielsweise in Graz praktiziert wurde, erwogen. Die Stadt konnte sich noch nicht durchringen, das Abwassersystem grundlegend zu verbessern, die Bürger fürchteten eine Erhöhung der Steuer und Verluste aus dem Verkauf der Fäkalien, die im Umland als Dung genutzt wurden. Die Hygienediskussion, unterstützt durch die Ambitionen der Fremdenverkehrspioniere der Stadt, leiteten in Innsbruck eine Assanierungsphase ein, die allerdings nicht ohne Widerstand der «steuerzahlenden» Stadtbürger verlief. Die politische Weichenstellung in der Abwasserfrage gelang schliesslich in den 1890er Jahren. Argumente der Modernität, des Fremdenverkehrs und die staatlich vorgegebenen Normen erzwangen eine Lösung auf dem Niveau moderner Städtetechnik. Die Kanalisation wurde 1899 beschlossen und 1903 begonnen. Interessant sind in diesem Zusammenhang die Verhandlungen der Stadt mit dem Vorort Wiltens. Die Eingemeindung Wiltens 1904, das vorzügliche Trinkwasser mit in die «Ehe brachte» und im Gegengeschäft ein modernes Abwassersystem erhielt, ist vor diesem Hintergrund zu sehen. Die Städtetechnik wurde als präventiv-medizinische Intervention in den Katalog kommunaler Aufgaben aufgenommen.

Der Hintergrund der sanitären Verbesserungen beruhte weniger auf der Einsicht, durch hygienische Massnahmen die Gesundheitsverhältnisse nachhaltig verbessern zu können, sondern vielmehr darauf, das allgemeine Stadt-

bild attraktiver zu gestalten, zu einer «modernen» Stadt zu werden. Den Fremden wollte man den Schmutz und Gestank auf den Strassen nicht zumuten. Saubere Strassen, Bäume, die Schatten spenden, Alleen für Spaziergänger, Parks für Erholungssuchende sollten die Stadt «verschönern».

DER FREMDENVERKEHR: DIE NATUR ALS RESSOURCE

Interessant ist, dass Innsbruck das Medium Natur vom Rauhen, Unbezähmbaren und Gefährlichen zum Gesundheitsfördernden umzudeuten verstand. Innsbruck baute hier auf das von Alpenvereinen und bergbegeisterten Touristen vorbereitete Naturbild auf und versuchte, den zeitgenössischen Boom zur «Sommerfrische» begüterter Städter zu nutzen.⁷ Die unmittelbare Naturnähe der Stadt wurde als etwas besonderes, ja als der Trumpf im Wettbewerb interpretiert. Vor allem die gute Luft, das reine Trinkwasser und die Schönheit der umkränzenden Berge wurden beworben. Die Stadt stellte sich gleichsam als Antithese zu den zeitgenössischen Stadtwahrnehmungen dar. Das Klima in und um Innsbruck wurde als gesundheitsfördernd angepriesen, die «würzige» Luft als die reinste «Erquickung», die Schönheit der Umgebung als Jungbrunnen für das Gemüt.⁸

Der «Luftkurort» Innsbruck sollte jene ansprechen, die «aus Gesundheitsrücksichten [ihren] Wohnsitz aus dem flachen Lande, aus der Stickluft der Grossstädte in eine schön gelegene Stadt des Alpenlandes verlegen [wollten]: Für Familien namentlich, welche mit Rücksicht auf Gesundheit und Kräftigung ihrer Angehörigen einen solchen Aufenthaltswechsel für längere Zeit oder für die Dauer vorzunehmen genöthigt sind, ist Innsbruck nicht nur eine der schönsten, sondern auch eine der gesündesten Städte des Continents.»⁹ Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die völlige Umdeutung der zeitgenössisch vielfach beklagten Wirkungsweise des Föhns. Hatte der warme Wind aus dem Süden für die Einheimischen als Verursacher für alle möglichen gesundheitlichen Gebrechen und Übel gegolten, erhielt eben dieser Wind durch die Fremdenverkehrswerbung den Charakter eines «wahren Segensspenders», der die Luft von allen Menschlichkeiten reinige und den Menschen übermässige Schneemassen vom Leibe halte.¹⁰ Im Gegensatz zu den stickigen und rauchdurchzogenen, nebeligen Grossstädten seien die besonderen Luft- und Windverhältnisse in der kleinen Alpenstadt der Gesundheit förderlich und ein guter Grund für einen

längeren Genesungsaufenthalt. Auch hinsichtlich der Wasserqualität der Stadt rückt die Werbung Innsbruck ab von den klassischen Städten:

«Während anderswo die Frage einer auch nur annähernd gesunden Trinkwasserversorgung den städtischen Verwaltungen die grössten Schwierigkeiten bereitet, hat die Natur der Bevölkerung von Innsbruck das ideale Trinkwasser vor den Toren der Stadt tief im Berginnern zur Verfügung gestellt.»¹¹

Mit dem Kontrast als Stilmittel sollte die Stadt ausser jeden Verdachtes gestellt werden, mit den gängigen Grossstadtproblemen etwas gemein zu haben. Die Kontrastierung sollte erstens den zeitgenössischen Vorstellungen und Vorurteilen gegenüber den Lebens- und Umweltbedingungen in den Städten entgegenwirken, zweitens das «Aussergewöhnliche» der Alpenstadt Innsbruck herausstreichen, drittens eine Wahrnehmungsänderung bezüglich der eigenen Umwelt unterstützen und viertens den natürlichen Ressourcen der Stadt den Status eines ökonomischen Faktors verleihen.

FREMDENERKEHR: MODERNITÄT ALS RESSOURCE

Der Einfluss touristischer Planungen einzelner engagierter Innsbrucker auf die Assanierung und Verschönerungsprojekte der Stadt ist neben der Frage der Abwasserentsorgung insbesondere bei der Frage der Pflasterung in den Strassen unverkennbar. Die staubigen holprigen Strassen wollte man dem fremden Publikum nicht mehr zumuten. Ähnlich wie die Frage der Abwasserbeseitigung zogen sich die Vorbereitungen zur Pflasterung der Innenstadt lange hin, die Widerstände in der Bevölkerung resultierten aus der Befürchtung, die Kosten würden das Stadtbudget zu sehr belasten und zu Steuererhöhungen führen. «Schmutz» und «Staub» wurden aber für die Proponenten des Fremdenverkehrs zu universalen Schlagwörtern: Der «Schmutz» galt einmal als gesundheitsschädlich für die Bewohner, als rufschädigend für das Ansehen der Stadt und allemal als wirtschaftsschädigend für die Fremdenverkehrsökonomie des späten 19. Jahrhunderts. Die Pflasterung wurde zur unabdingbaren Voraussetzung für das Gedeihen des Fremdenverkehrs stilisiert, ja zum Inbegriff von Reinlichkeit und «Modernität». Dies wurde aber nicht nur von Proponenten des Fremdenverkehrs oder innovativen Stadtverantwortlichen so gesehen, in Fremdenführern wurden Mängel und Fortschritte ebenso registriert, wie in zeitgenössischen Reisebeschreibungen: «Die Hauptstadt Tyrols war noch vor 5 bis 6 Jahren voll

Schmutz und Unordnung. Der Reisende lief eilig in die Hofkirche, um das berühmte Kaiserdenkmal zu besehen, und konnte dann nichts Besseres thun, als so schnell wie möglich wieder davon reisen. Die Wirthshäuser waren schlecht, das Pflaster erbärmlich, lange Dachrinnen überragten die engen Strassen, [...] die schönen Ufer des Inns waren ungepflastert, dafür aber mit Kehrrichthaufen bedeckt, und von Cloaken durchzogen. [...] In diesem Augenblick steht Innsbruck auf dem Punkte eine schöne Stadt zu werden; eine angenehme, reinliche, freundliche ist sie schon. Gutes Strassenpflaster und unterirdische Abzugscanäle, Trottoirs und Beleuchtung, schöne Promenaden und die Quais am Ufer des Inns [...] werden der verjüngten Stadt nicht minder zum Nutzen als zur Zierde gereichen. Dies alles trägt dazu bei, dass der Fremde hier nun gerne verweilt, und ein längerer Aufenthalt in Innsbruck ist ihm nothwendig, weil von hier aus nach allen Richtungen die interessantesten Partien Nordtyrols sich bereisen lassen.»¹²

Die Erfolge, die Innsbruck als touristische Stadt ausweisen konnte, haben aber die Gegner, besonders die Konservativen und den Klerus nicht überzeugt, im Gegenteil, der wachsende Zustrom von Fremden wurde als Bedrohung für die Einheimischen gesehen. Der Hirtenbrief des Bischofs aus dem Jahre 1896 sprach eine deutliche Sprache und sah es als erwiesen, «dass nicht wenige unter denjenigen, die das Fremdenwesen befördern, es auf nichts Geringeres, als auf das sittliche und religiöse Verderben des Landes abgesehen haben», und ein Landtagsabgeordneter der Konservativen bezeichnete den Fremdenverkehr 1897 als eine Gefahr für die Sparsamkeit, Genügsamkeit und Religiosität des Tiroler Volkes.¹³ Der Hauch des «Kulturkampfes» war noch nicht verfliegen.

Die von den Vereinen eingeschlagene Werbelinie arbeitete gezielt mit den natürlichen Ressourcen der Stadt, wobei sie ständig in Konkurrenz zu alpinen Landgemeinden und Kurorten wie Meran stand. «Natur» als Metapher für Wohlbefinden, Gesundheit und Erholung ergab noch kein erfolgreiches Werbekonzept. Nur durch die Anpreisung der fortschrittlichen Strukturen der Stadt versprachen sich die Werbeträger Erfolg.

«Innsbruck: Grossartige Lage zu beiden Seiten des Inns, inmitten eines herrlichen Gebirgskranzes. Im Norden durch die Kalkalpenkette gegen alle rauen Winde geschützt, gegen Süden reichbewaldetes, mit zahlreichen Villen und anmutigen Ortschaften besetztes Mittelgebirge. Günstiges Alpenklima, mässig kalter und trockener Wind, nicht zu heisser Sommer. Ausgezeichnetes Hochquellen-Trinkwasser, Tief-Kanalisation. Mit allen sanitären Einrichtungen

versehen».¹⁴

Die Stadt warb nur verhalten mit ihren kulturellen Glanzlichtern oder mit «Tradition», sondern mit ihren natürlichen Ressourcen und mit ihrer Modernität. Träger dieses Stadtentwicklungskonzeptes hin zu einer Fremdenverkehrsstadt waren Ärzte, Ingenieure, Hoteliers, Kaufleute und Vereine wie der «Verschönerungsverein» oder dann gegründete Fremdenverkehrsvereine, also bürgerlichen Ursprungs. In der Stadt haben sich bürgerliche Konzepte gegenüber konservativen durchgesetzt. Die Konzeption der «Stadt im Gebirge» als touristischer Fixpunkt, als «Luftkurort» und Standort für Alpinisten hatte die Wahrnehmung der eigenen Umwelt geschärft. Freilich standen die Bemühungen im Impetus des Fortschrittes der Fremdenverkehrswirtschaft. Die Bedeutung natürlicher Ressourcen sowie die Dringlichkeit sanitär-urbane Strukturen einzurichten, einmal als Kontrastbild zu Industriestädten, einmal als Kontrastbild zu den unhygienischen und unkomfortablen Land- und Bergdörfern, trieben die Assanierung und Modernisierung der Stadt voran und schärften den Blick für den Blick der Fremden. Die Bürgerlichen haben die Stadt als Handlungsfeld wahrgenommen und die Veränderung der Stadt gestaltend mitgetragen. Dies aber weniger, um die Lebensverhältnisse einer Stadtbevölkerung zu heben, die den negativen Auswirkungen eines raschen urban-industriellen Wachstums ausgesetzt gewesen wäre, sondern um das Potential der Stadt für einen modernen Zweig wirtschaftlicher Erwerbstätigkeit in der Zukunft voll ausschöpfen zu können.

Das Urteil des Spötters Heinrich Heine, das er 1828 anlässlich einer Durchfahrt durch Innsbruck abgegeben hatte, wurde zu Ende des Jahrhunderts wohl nicht mehr ganz ernst genommen, als er schrieb: «Innsbruck selbst ist eine ungewöhnlich blöde Stadt. [...] Die Tiroler sind schön, heiter, brav, und von unergründlicher Geistesbeschränktheit. Sie sind eine gesunde Menschenrasse, vielleicht weil sie zu dumm sind, um krank sein zu können.»¹⁵

ANMERKUNGEN

- 1 Siehe Michael Gehler (Hg.), *Tirol – «Land im Gebirge»: Zwischen Tradition und Moderne*, Wien, Köln, Weimar 1999, S. 7.
- 2 Elisabeth Dietrich (Hg.), *Stadt im Gebirge. Leben und Umwelt in Innsbruck im 19. Jahrhundert*, Innsbruck, Wien 1996.
- 3 Vgl. Irmgard Plattner, *Fin de Siècle in Tirol. Provinzkultur und Provinzgesellschaft um die Jahrhundertwende*, Diss. (Ms.), Innsbruck 1996, S. 50.
- 4 Siehe Regina Knitel, Arnold Profanter, Markus Gassler, «Die Stadt unter dem Mikroskop», in: Dietrich (wie Anm. 2), S. 12–51, hier 34 f.

- 5 Vgl. F. C. Presl, «Die öffentliche Gesundheitspflege in Österreich seit dem Jahr 1848», in: *Statistische Monatsschrift* NF 3, 1898 (Wien), S. 392.
- 6 Vgl. Eduard Bratassevic, «Die Sterblichkeit in den grösseren Städten Österreichs im Jahr 1892», in: *Statistische Monatsschrift* 29, 1893 (Wien), S. 96 f.
- 7 Siehe dazu besonders *Die Alpen als Heilungs- und Erholungsraum. Le Alpi Luogo di cura e riposo*, Historikertagung in Meran 19.–21. X. 1988, hg. von der ARGE ALP, Meran 1994.
- 8 Siehe Christine Zschiegner, «Die Stadt als Krankheitsfaktor», in: Dietrich (wie Anm. 2), S. 69.
- 9 Christine Zschiegner, «Vom G'sunden Bergvolk und kernigen Tirolern. Die Stadt als Krankheitsfaktor», in: Sonia Horn, Susanne Claudine Pils (Hg.), *Sozialgeschichte der Medizin – Stadtgeschichte und Medizingeschichte*, Thaur, Wien, München 1998, S. 159–171, hier 165.
- 10 Siehe dazu, Barbara Klima, Lisa Noggler, «Ein gefährliches ‹ES›», in: Dietrich (wie Anm. 2), S. 191.
- 11 Siehe Franz Greiter, «Geleitwort», in: *Geschichtliche Entwicklung der Trinkwasserversorgung Innsbrucks*, Festschrift, o. O. 1953, zit. in: Ingrid Huemer-Plattner, «Die Stadt wird immer durstiger», in: Dietrich (wie Anm. 2), S. 117.
- 12 Vgl. August Lewald, *Tyrol, vom Glockner zum Orteles, und vom Garda- zum Bodensee*, München 1835, zit. in: Senn, Birgitta, «Vor der eigenen Haustüre kehren», in: Dietrich (wie Anm. 2), S. 155.
- 13 Siehe Knitel/Profanter/Gassler (wie Anm. 4), S. 43.
- 14 «Werbung des Reisebureaus Hueber 1908», zit. in: Knitel/Profanter/Gassler (wie Anm. 4), S. 42.
- 15 Heinrich Heine, *Heines Werke in fünfzehn Teilen*. Achter Teil. Reisebilder III und IV, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J., S. 30.